

GEFÄHRLICHE GEDANKEN

Sie richten immensen sozialen Schaden an, und trotzdem pflegt sie jeder: Vorurteile. Höchste Zeit herauszufinden, worauf die Macht der ungeliebten Denkmuster beruht – und was wir gegen sie tun können.

VON ARND FLORACK
UND MARTIN SCARABIS

Es ist ein simpler Test, ausgedacht von den Sozialpsychologen Andreas Klink und Ulrich Wagner: Eine junge Frau, dem Anschein nach ein ganz normaler Teenager, fragt in der Fußgängerzone nach dem Weg zum Hauptbahnhof. Die meisten Passanten geben ihr Auskunft, nur einige Unhöfliche oder Eilige gehen vorüber. Wenig später stellt die junge Frau an derselben Stelle dieselbe Frage – mit einem Unterschied: Sie trägt nun orientalische Kleidung und ein Kopftuch. Glauben Sie, dass man sie anders behandelt?

Leider spricht das Ergebnis des Feldversuchs der beiden Wissenschaftler aus Jena und Marburg eine deutliche Sprache: Die vermeintliche Ausländerin wird mehr als doppelt so oft einfach stehen gelassen! In anderen Versuchen ließen die beiden Psychologen Personen mit fremd klingenden Namen auf Wohnungs- oder Stellenanzeigen antworten und beobachteten bei ihren Mitbürgern ähnlich ablehnendes Verhalten, das ganz

offensichtlich nur eine Ursache hatte: Vorurteile.

Als Vorurteile bezeichnet die Psychologie heute tief im Gedächtnis verankerte negative Assoziationen zu Menschen aus fremden Kulturen. Untersuchungen in vielen Ländern legen nahe, dass jeder Mensch solche Vorbehalte hegt und nach ihnen handelt. Dabei bilden tätliche Angriffe oder gar Morde an Fremden nur die Spitze des Eisbergs. Wie die Studie von Klink und Wagner zeigt, bricht diskriminierendes Verhalten vor allem in Alltagssituationen durch. Stereotype machen jedoch nicht nur den stigmatisierten Gruppen das Leben schwer. Zu Recht führen die US-amerikanischen Sozialpsychologen Robert A. Baron vom Rensselaer Polytechnic Institute und Donn Byrne von der University of Albany an, dass vorurteilsbeladene Menschen in einer sozialen Umgebung voller überflüssiger Konflikte und Angst leben. Sie müssen beispielsweise dauernd befürchten, von mutmaßlich böswilligen Fremden angegriffen oder belästigt zu werden. Kurzum: Diese Einstellung senkt die eigene Lebensqualität in beträchtlichem Ausmaß. Genü-

gend Argumente also, etwas gegen die sozialschädlichen Gewohnheiten unseres Gehirns zu unternehmen. Nur – wie? Dagegen andenken? Vorurteilsträger – also uns alle – umerziehen? So einfach ist es leider nicht. Falsch angepackt nützt die Bekämpfung von Stereotypen bestenfalls nichts, schlimmstenfalls führt sie nur zu noch mehr Ablehnung. Wer wirklich mit Vorurteilen fertig werden will, muss verstehen, welche Rolle sie für unser Denken spielen.

John Dovidio und seine Kollegen von der Colgate University in den USA befassen sich mit der Interaktion zwischen sozialen Gruppen. In einer Studie präsentierten sie weißen US-Amerikanern schematisierte Bilder von Schwarzen und Weißen. Die Bilder erschienen dabei nur für Sekundenbruchteile – genau so lange, dass sie vom kognitiven Apparat des Gehirns registriert wurden, aber nicht in das Bewusstsein der Probanden drangen. Im weiteren Verlauf des Experiments hatten die Versuchspersonen dann die Aufgabe, blitzschnell zu entscheiden, ob Worte wie »höflich«, »geräumig« oder »rücksichtslos« eher zu einer Person oder zu einem

Aus urheberrechtlichen Gründen können wir Ihnen die Bilder leider nicht online zeigen.

Haus passen. Auch das Ergebnis dieses Versuchs gibt zu denken: Die Probanden konnten negative Worte schneller zuordnen, wenn zuvor das Schema eines schwarzen Gesichts gezeigt wurde – und entsprechend langsamer, wenn ein weißes Gesicht erschienen war. Dies zeigt, dass Vorurteile auf unbewusster Ebene wirken. Die Assoziation zwischen Personengruppe und negativen Eigenschaften wird in einem Bereich hergestellt, der außerhalb unserer Kontrolle liegt.

UNBEWUSSTE REAKTIONEN

Wie wir zusammen mit Herbert Bless in unserer ehemaligen Arbeitsgruppe an der Universität Trier herausgefunden haben, ist dieses Phänomen nicht auf das Schwarz-Weiß-Problem in den USA beschränkt. In ähnlichen Versuchen zeigten auch deutsche Studierende negative Assoziationen zu fremden Gruppen – nur dass die mit Misstrauen betrachteten Fremden hier zu Lande aus der Türkei oder Polen stammen.

Noch mit einem weiteren Experiment zeigten Dovidio und seine Kollegen, wie uns Vorurteile im Griff haben, indem sie

über die unbewusste Schiene direkt unser Verhalten beeinflussen. Die Forscher von der Colgate University konfrontierten die Testpersonen aus dem ersten Versuch in zufälliger Abfolge entweder mit einem schwarzen oder einem weißen Versuchsleiter. So konnten sie direkt per Video aufnehmen, wie sich die Probanden gegenüber Personen mit unterschiedlicher Hautfarbe verhielten. Bei der Analyse der Mitschnitte konzentrierten sich die Psychologen vor allem auf die nonverbalen Reaktionen. Diese subtilen Verhaltensäußerungen werden kaum bewusst kontrolliert und sollten daher umso eher die automatisch aktivierten Einstellungen widerspiegeln, die zuvor mit der Methode der unterschwelligeren Bilder gemessen worden waren. Das Resultat gab den Forschern Recht: Wer im vorangegangenen Versuch Afroamerikaner stark mit negativen Attributen assoziierte, mied jetzt den Blickkontakt zu schwarzen Versuchsleitern und blinzelte bei der Einweisung ins Experiment vermehrt mit den Augen.

Die Macht der Vorurteile, darauf weisen alle relevanten Studien hin, beruht

GAR NICHT LECKER

»Der Mohr« gilt als Paradebeispiel für Stereotype, die ganze Völker oder Rassen über einen Kamm scheren.

vor allem auf der Funktionsweise unseres Gedächtnisses: Sobald wir dem Mitglied einer fremden Volksgruppe begegnen, stellt es blitzschnell stereotype Bewertungen und Überzeugungen bereit, auf die wir mit geringem kognitivem Aufwand zugreifen können und die in unser Urteil und Verhalten einfließen. Trotzdem können unbewusste Prozesse nicht als Erklärung oder gar Entschuldigung für ausländerfeindliches Verhalten herhalten. Damit aus einer automatisch aktivierten Einstellung eine offen ausgesprochene Meinung oder gar zielgerichtetes Handeln wird, müssen die Vorurteile immerhin noch die Kontrolle unseres Bewusstseins passieren. Dies zeigt sich regelmäßig dann, wenn wir Studierende auf dem Campus zu ihrer Haltung befragen. Sie äußern dann meist eine neu- ▷

VORURTEILE

▷ trale Einstellung gegenüber fremden Gruppen – bis hin zu hoher Wertschätzung. Der Grund dafür ist offensichtlich: Die Befragten kontrollieren bewusst ihre negativen Einstellungen.

Wir können generell entscheiden, welchen Informationen wir mehr Gewicht einräumen: den automatisch abgerufenen Assoziationen oder den tatsächlich vorliegenden Fakten – was wir also davon halten, wenn uns ein Ausländer die verlorene Brieftasche nachträgt. Hier gilt jedoch eine Einschränkung: Wenn wir unter Zeitdruck stehen, müde sind oder unser Urteil aus sonstigen Gründen nicht reflektieren können, setzen sich meist die Vorurteile durch. Offenbar stellt die automatische Kategorisierung eine Art Energiesparmechanismus dar, mit dessen Hilfe unser Gehirn Informationen effizienter bewältigt. Umgekehrt kostet es große Anstrengungen, Vorurteile zu erkennen und durch ein ausgewogenes Urteil zu ersetzen.

Ein Experiment des Psychologen Galen von Bodenhausen von der Northwestern University in Chicago verdeutlicht dies. Von Bodenhausen, der die kognitiven Grundlagen von Stereotypen erforscht, bat Studierende, fiktive Fälle zu bewerten, nach denen Kommilitonen angeblich ein Vergehen begangen hatten: Täuschung beim Examen, Drogenhan-

del oder tätlichen Angriff. Die Testpersonen sollten angeben, mit welcher Wahrscheinlichkeit der jeweilige Studienkollege die Tat beging. Jedes Vergehen zielte dabei auf das Stereotyp einer ethnischen Gruppe ab. So passte der Verkauf von Drogen eher zum Bild schwarzer Amerikaner, die Prüfungsschummerei zur akademisch schwachen Sportskanone und Aggressivität zum Latino.

ANDAUERNDE ANSTRENGUNG

Das Besondere an dem Experiment: Die Testpersonen mussten zu unterschiedlichen Uhrzeiten antreten – nämlich um 9 Uhr, um 15 Uhr und um 20 Uhr. Parallel erfasste von Bodenhausen per Fragebogen den Tagesrhythmus der Probanden und identifizierte so Morgenmuffel und Frühaufsteher. Das Ergebnis des Experiments war eindeutig. Menschen mit Anlaufschwierigkeiten ließen sich vor allem morgens von ihren Vorurteilen leiten. Zu dieser Tageszeit waren sie am sichersten, dass die Beschuldigten die Tat tatsächlich begangen hatten. Später am Tag urteilten sie dagegen klarer und stützten sich vorwiegend auf die beschriebenen Fakten. Umgekehrt lagen die Dinge bei den Frühaufstehern – sie tappten vornehmlich abends in die Falle der eigenen Voreingenommenheit.

Dazu kommt, dass gerade unterdrückte Vorurteile ironischerweise mit der Zeit immer heftiger nach außen drängen. Haben Sie schon einmal versucht, eine Weile eine uncharmante Bemerkung gegenüber Ihrem Partner zurückzuhalten? Und ist sie Ihnen am Ende trotzdem herausgerutscht, möglicherweise im unpassendsten Augenblick? Derartige kognitive Unfälle passieren, wenn wir kurzzeitig unmotiviert oder weniger wachsam sind. Hierzu gibt es einen Versuch von Neil Macrae vom Dartmouth College in Hanover, USA, den er zusammen mit Alan Milne von der University of Aberdeen und von Bodenhausen anstellte. Macrae und seine Kollegen befassten sich mit dem Einfluss von Stereotypen auf unser Denken – und insbesondere damit, wie wir unliebsame Gedanken verhindern. In dem Experiment mussten die Probanden eine Person beurteilen. Damit sie motiviert waren, ihre Vorurteile gegenüber dem zu Beurteilenden zu unter-

VORSICHT FREMDER!

Je ungewöhnlicher ein Gegenüber aussieht, desto eifriger arbeitet der Vorurteilsgenerator in unserem Gehirn. Hier hilft oft nur Selbstdisziplin, sagen Forscher.

Aus urheberrechtlichen Gründen können wir Ihnen die Bilder leider nicht online zeigen.

drücken, saßen sie während des Tests vor einer Videokamera und konnten auf einem Fernsehbildschirm ihr eigenes Bild sehen. Tatsächlich veranlasste dieser Trick zumindest einige Teilnehmer dazu, mit ihren Vorurteilen hinter dem Berg zu halten – bis zu dem Augenblick, in dem die Kamera abgeschaltet wurde und ein anderes Bild auf dem Monitor erschien. Als der Versuch nun wegen eines angeblichen Defekts wiederholt wurde, äußerten gerade Personen, die zuvor noch erfolgreich ihre Vorurteile kontrolliert hatten, besonders eifrig Stereotype. Der Rückschlageffekt hatte sie überrumpelt.

Doch woher rührt diese seltsame Vorliebe unseres Denkens für eigentlich ungenaue, oft gar schädliche Denkmuster? Einen Vorteil von Stereotypen haben wir bereits kennen gelernt: Sie ersparen uns anstrengende Denkarbeit, indem sie die Verarbeitung von Informationen vereinfachen. In bestimmten Situationen dienen sie jedoch auch als Schutzschild zur Bewahrung unseres Selbstwerts. So finden sich in einigen älteren sozialpsychologischen Untersuchungen Hinweise darauf, dass Menschen mit positiver Einstellung zu sich selbst seltener Vorurteile gegenüber fremden Gruppen äußern. Steven Fein vom Williams College, Massachusetts, und Steven Spencer von der University of Waterloo in Kanada konnten nachweisen, dass man durch die Anwendung von Stereotypen den Selbstwert sogar steigern kann.

Doch Vorsicht vor schnellen Schlussfolgerungen: Allzu gern gehen insbesondere die Medien davon aus, dass persönliche Frustrationen zur Diskriminierung von Minoritäten führen, nach dem Muster »je höher die Arbeitslosigkeit, desto ausländerfeindlicher die Menschen«. Dem widersprechen jedoch Untersuchungen der Psychologin Jennifer Crocker von der University of Michigan, die unter anderem über soziale Stigmata forscht. Ihr zufolge funktioniert die Selbstwertstärkung durch Vorurteile paradoxerweise nur bei Personen, die ohnehin ein positives Selbstbild besitzen. Menschen, die von sich wenig überzeugt sind, greifen laut Crocker grundsätzlich seltener auf Stereotype und Vorurteile zurück, um ihren Selbstwert zu steigern! Bei diesen münden Arbeitslosigkeit oder Misserfolg eher in Depressionen oder Aggressionen gegen die eigene Person.

Unbestritten ist dagegen, dass die Zugehörigkeit zu einer Gruppe unseren Selbstwert stärken kann. Wie zahlreiche Studien zeigen, definieren wir uns vor allem über solche sozialen Einheiten, die sich positiv von anderen abheben. Dies führt zuweilen dazu, dass man Personen

WIE WAR SIE WIRKLICH?

Bei Marilyn Monroe überlagerte unsere vorgeprägte Einstellung zu Blondinen die Wahrheit. Dieser Mechanismus half Hollywood, um einen Mythos zu etablieren.

aus dem eigenen Umfeld bevorzugt und andere abwertet. Die grundlegende Bedeutung dieses Mechanismus zeigt sich schon in der Sprache. Begriffe, welche die eigene Gruppe bezeichnen (zum Beispiel »wir«), sind nachweislich positiver besetzt als Wörter, die mit einer anderen Gruppe verknüpft sind (zum Beispiel »ihr«). Früher dachte man, dass erst der Konflikt um materielle Güter diesen Antagonismus zwischen Gruppen auslöst – also etwa die viel zitierte Plünderung der Sozialkassen oder der als verschärft wahrgenommene Wettbewerb um Arbeitsplätze. Einschlägige Versuche belegen diesen Zusammenhang auch, denn dort kommen Fremde immer schlechter weg, wenn sie gleichzeitig eine Konkurrenz darstellen. Inzwischen hat sich jedoch gezeigt, dass ein solcher Druck von außen gar nicht nötig ist. Als Psychologen Versuchspersonen willkürlich in Gruppen einteilten, zogen sich die Mitglieder jeder Gruppe ab sofort gegenseitig den »anderen« vor – obwohl sie zu diesem Zeitpunkt noch keinerlei gemeinsame Erlebnisse oder Erfahrungen teilten. Demnach legt allein das Etablieren einer Gruppe bereits den Grundstein für Vorurteile.

BOLLWERK GEGEN DIE ANGST

Seit sich Sozialpsychologen mit der Interaktion zwischen Gruppen befassen, stellen sie sich eine Frage: Wie kommt es zu den unfassbaren Grausamkeiten, die Menschen einander antun – zu brutaler Unterdrückung von Minderheiten, »ethnischen Säuberungen«, systematischen Vergewaltigungen und Folter? Hat dies auch etwas mit Vorurteilen und mit dem Selbstwert der Täter zu tun? Die US-amerikanischen Forscher Sheldon Solomon, Jeff Greenberg und Tom Pyszczynski bieten eine Erklärung an: mit ihrer »Terror Management Theory«. Kernpunkt dieses Ansatzes ist die Angst des Menschen vor seinem eigenen Tod – der so genannte Terror. Um sich hiervon zu schützen, entwirft der Mensch im Rahmen seiner Kultur ein System aus Verhaltensregeln und Wertmaßstäben. Nach diesen Regeln zu leben gibt ihm Sicherheit und das Gefühl, wertvoll zu sein. Nicht zuletzt versprechen viele Kulturen dem Gehorsamen eine Fortexistenz nach dem Tode. Stellen nun Fremde die Gültigkeit dieses Werte-

Aus urheberrechtlichen Gründen können wir Ihnen die Bilder leider nicht online zeigen.

systems in Frage, so die Ansicht der drei Sozialpsychologen, rührt dies an die alte Angst vor der eigenen Endlichkeit – und um ihre Welt zu stabilisieren, reagieren die Verunsicherten mit Vorurteilen und diskriminierendem Verhalten.

Auch wenn die Theorie des Terror-Managements auf den ersten Blick etwas mystisch anmutet, wurde sie in den vergangenen zehn Jahren durch zahlreiche Studien bestätigt. Eine Richtung der Forschung konzentrierte sich dabei darauf, wie Selbstwert die Angst reduziert. In einem Versuch von Greenberg und Mitarbeitern mussten die Teilnehmer einen Film über Autopsie ansehen. In psychologischen Tests zeigte sich dann, dass der Film in ihnen Angst aufkommen ließ. Es gab jedoch eine Möglichkeit, die Probanden gegen die Wirkung der Bilder zu immunisieren: indem man ihren Selbstwert zuvor durch positives Feedback zu ihrer Persönlichkeit stärkte. ▶

Aus urheberrechtlichen Gründen können wir Ihnen die Bilder leider nicht online zeigen.

EINE VON UNS

Sind Fremde Teil einer neu etablierten Gruppe, treten unsere Vorurteile oft in den Hintergrund. Erziehungsprojekte nutzen diesen Effekt.

► Eine andere Forschungsrichtung interessierte sich dafür, welche Konsequenzen die existenzielle Angst hat. Begegnen wir Menschen unterschiedlicher politischer oder religiöser Einstellung anders, wenn wir verunsichert sind? Die Antwort lautet Ja. Wenn man beispielsweise gläubige Christen auf ihre Vergänglichkeit hinwies, werteten sie Juden gegenüber anderen Christen ab – etwas, das sie ohne Verunsicherung nicht taten. Um die ganze Tragweite der Terror-Management-Mechanismen zu erfassen, scheuten die Forscher keine Anstrengung. Sie befragten ihre Probanden auf dem Gehsteig vor einem Bestattungsinstitut oder jagten holländischen Fußballfans Angst ein, um sie dann auf das anstehende Spiel gegen die deutsche Nationalmannschaft tippen zu lassen. Einmal ging es sogar um scharfe Soße – genauer gesagt, wie viel davon der Verfasser eines politischen Aufsatzes bekommen sollte. Die Versuchspersonen dachten ihm eine Exportation zu, wenn er eine andere Meinung vertrat als sie selbst und wenn sie sich zuvor in einer anderen »Studie« mit dem Tod beschäftigt hatten.

Scharfe Soße, nun gut – aber was ist mit Vergewaltigung, Folter und Mord? Derartige Verbrechen, dies sagen Solomon, Greenberg und Pyszczynski ganz klar, lassen sich nicht allein mit der The-

orie des Terror-Managements erklären. Immerhin gebieten die meisten Kulturen, auch Fremde menschlich und gerecht zu behandeln, weshalb Kriegsverbrecher ihre eigenen Werte missachten. Hier ist offensichtlich ein weiterer Mechanismus am Werk, die so genannte moralische Exklusion: Der Täter nimmt die Mitglieder der fremden Gruppe als entmenslichte Wesen wahr, für die das Gebot der Humanität nicht mehr gilt. Eine solche Geisteshaltung spiegelt sich in Begriffen wie »Untermenschen« oder »ethnische Säuberung«.

ECHTE ÜBERLEBENSKÜNSTLER

Zieht man objektive Kriterien heran, lassen sich viele Vorurteile schnell als das identifizieren, was sie sind: überstürzte, vereinfachende Schlüsse. Immerhin können wir sie durch Kontrolle und kritische Prüfung unserer Einstellung zumindest im Zaum halten. Wie wir wissen, artet dies jedoch oft in einen anstrengenden Kampf aus, die Gefahr des Rückschlag-effekts eingeschlossen. Am besten wäre es, die Denkmuster mit Stumpf und Stiel auszurotten – doch dies ist einfacher gesagt als getan, denn sie besitzen die Eigenschaft, sich jeder Veränderung hartnäckig zu widersetzen. Sozialpsychologen haben inzwischen eine Reihe von Mechanismen ausgemacht, die hierfür verantwortlich sind:

- Wir ziehen zur Prüfung unserer Vorurteile eine verzerrte Stichprobe heran.
- Wir sehen die eigene Gruppe differenziert, die fremde dagegen als homogene Masse.
- Dem Stereotyp Widersprechendes wird als Ausnahme betrachtet.

- Wir suchen Informationen, die unserem Urteil entsprechen, und übersehen solche, die es in Frage stellen.
- Dasselbe Verhalten wird verschieden interpretiert – je nachdem, wer der Handelnde ist.
- Träger und Opfer von Vorurteilen verhalten sich so, dass die Stereotype bestätigt werden.

Sehen wir uns dies der Reihe nach an – zunächst die Tatsache, dass Menschen schlechte Statistiker sind. Hierzu ein einfaches Beispiel: In einem kleinen Land leben zwei Gruppen. Eine macht mit tausend Einwohnern die Mehrheit der Bevölkerung aus, während sich die andere mit hundert Personen deutlich in der Minderheit befindet. Werden nun hundert Mitglieder der Majorität und zehn Mitglieder der Minorität wegen Straftaten verurteilt, werden Sie sicher sagen, dass die zwei Gruppen gleich kriminell sind – in beiden beträgt der Anteil der Straffälligen ja zehn Prozent. Im Alltag fehlen uns jedoch solch übersichtliche Zahlen. Stattdessen nehmen wir die Ereignisse einzeln wahr, zum Beispiel aus der Zeitung oder durch Hörensagen – und genau hier versagt unser Denkapparat: Wie zahlreiche Laborstudien zeigen, sind wir selbst in solch einfachen Fällen oft nicht in der Lage, aus den Einzeldaten die wahre Häufigkeit zu berechnen, und schreiben der Minorität eine höhere Kriminalität zu. Sollte sie tatsächlich häufiger das Gesetz verletzen, wird dies meist stark überschätzt. Sozialpsychologen bezeichnen diese Verzerrung der Wahrnehmung als illusorische Korrelation. Wahrscheinlich lassen wir uns deshalb täuschen, weil sowohl Minderheiten als auch Straftaten stark auffallen. Wir speichern entsprechende Vorfälle besser im Gedächtnis und können sie leichter abrufen – der ideale Nährboden für Vorurteile.

Verstärkt wird dieser Effekt noch dadurch, dass wir bei anderen Gruppen gerne von einzelnen Beobachtungen auf alle Mitglieder schließen, nach dem Motto »wir sind alle verschieden, aber ihr seid alle gleich«. Dies mag daran liegen, dass die eigene Gruppe und ihre Unterschiede besser bekannt sind, während die Fremdgruppe als einheitlicher Block erscheint. Nur in einem Fall verallgemeinern wir paradoxerweise selten: Wenn wir Erfahrungen machen, die unseren Vorurteilen widersprechen. Positive Erlebnisse werden kurzerhand als Ausnahmen interpretiert – der Türke im Freundeskreis ist dann gar kein »richtiger Türke« mehr, die Frau, die gut einparkt, hat Glück gehabt, und der fleißige Lehrer ist ein Sonderling. Dieser Mechanismus funktioniert umso besser, je

mehr uns andere überraschen. Letztlich erhält diese Dialektik der Ausnahme alle Vorurteile. Menschen brauchen sehr lange, bis sie ihre vorgefasste Meinung revidieren, weil sie vor allem nach Bestätigung streben. Sie suchen Informationen, die mit dem eigenen Vorurteil übereinstimmen, und blenden widersprechende Erfahrungen aus – oder bewerten sie so, dass das Stereotyp bewahrt werden kann.

Schließlich neigen Vorurteile in perfider Weise dazu, sich selbst zu bestätigen. Zum einen kann dies in Form der »sich selbst erfüllenden Prophezeiung« geschehen, wenn unsere Einstellung unbemerkt das eigene Verhalten beeinflusst – und damit auch das unserer Interaktionspartner. Aber auch die Stigmatisierten tragen dazu bei, dass sie negativ beurteilt werden, gerade weil sie fürchten, auf das Stereotyp reduziert zu werden. Diesen Zusammenhang hat der Psychologe Claude Steele von der Stanford University in einer großen Zahl eigener Experimente nachweisen können. Nach Erkenntnissen des Selbstbildforschers scheiden schwarze US-Schüler bei vielen Prüfungen deshalb schlechter ab, weil sie von vornherein davon ausgehen, dass Weiße auf dem jeweiligen Gebiet mehr leisten. Steele konnte sogar zeigen, dass allein das Abfragen der Hautfarbe auf dem Testbogen ausreicht, um den Druck des Stereotyps auszulösen. Wie weitere Studien zeigen, versagen bei diesem Problem Quotenregelungen oder andere »künstliche« Mechanismen als Lösung. Gerade wenn die eigene Person nur auf Grund einer Gruppenzugehörigkeit bevorzugt wird, wirkt dies als Signal: Eigentlich trauen wir dir nichts zu.

Unser kognitiver Apparat tut anscheinend alles, um Vorurteile zu schützen. Müssen wir uns also mit ihnen arrangieren, dauernd darauf angewiesen, uns selbst zu überwachen? Diese Haltung erscheint dann doch zu pessimistisch. Am effektivsten wäre es wohl, Stereotype erst gar nicht entstehen zu lassen. Die Sozialpsychologen Baron und Byrne bringen es auf den Punkt, wenn sie sagen, dass Kinder kaum mit Vorurteilen geboren werden – sie müssen sie vielmehr erst erlernen. Die beiden Forscher fordern Eltern, Erzieher und Lehrer daher auf, keine stereotypen Ansichten mehr zu vermitteln. Der Haken an diesem Ansatz: Natürlich hält jeder die eigenen Ansichten für korrekt und vorurteilsfrei! Er kann also nur funktionieren, wenn Eltern und andere Bezugspersonen für die eigene Voreingenommenheit sensibilisiert werden.

Viele Psychologen vertreten die Ansicht, dass Vorurteile im Kontakt mit den Betroffenen nach und nach ver-

schwinden – sozusagen durch das Lernen am lebendigen Beispiel. Um dieser Idee nachzugehen, nutzten der Marburger Sozialpsychologe Wagner und seine Arbeitsgruppe Kriminalitätsstatistiken und Daten aus umfangreichen Befragungen. Hierbei zeigte sich, dass Menschen gerade in Regionen mit hohem Ausländeranteil weniger stereotype Ansichten haben. Ausschreitungen gegenüber Fremden oder diskriminierende Parolen gibt es dagegen vor allem dort, wo kaum die Möglichkeit zum Austausch existiert. Aller-

»Unser kognitiver Apparat tut anscheinend alles, um Vorurteile zu schützen«

dings sind diese Daten kein echter Beweis dafür, dass Kontakt tatsächlich zur Beseitigung von Vorurteilen beiträgt, sondern allenfalls ein Fingerzeig. Genauso wäre es möglich, dass Standorte mit kultureller Vielfalt tendenziell eher ausländerfreundliche Menschen anziehen.

GRUPPEN NEU MISCHEN

Schlagkräftigere Belege liefern dagegen Untersuchungen in Schulklassen. Hier kann man die Kinder gezielt getrennt von oder zusammen mit Minoritäten unterrichten. Doch wie sich unter anderem in den USA zeigte, hat dieser Kontakt nicht immer den erwünschten Erfolg. Manchmal verstärkt er die Konflikte sogar noch und verschlimmert die Lage der stigmatisierten Schülergruppen. Nur unter bestimmten Rahmenbedingungen gelingt der Kampf gegen die Vorurteile – bisweilen mit beeindruckenden Ergebnissen. Zum einen ist es unabdingbar, dass Behörden, Schulleitung und Politik hinter dem Unterrichtsmodell stehen. Sie müssen beispielsweise genügend Mittel bereitstellen oder den beteiligten Pädagogen wenigstens den Rücken stärken.

Zudem muss die Interaktion zwischen den Schülergruppen sehr intensiv sein; oberflächlicher Austausch reicht nicht aus. So hilft es etwa, wenn Mitglieder der unterschiedlichen Gruppen bereits befreundet sind. Im Unterricht kommt es darauf an, den Schülern ein gemeinsames Ziel zu geben oder sie in gemischten Lernteams Aufgaben bearbeiten zu lassen. Andernfalls tun sich die Kinder auch innerhalb der Klasse oft wieder entsprechend ihrer Herkunft zusammen. Schließlich spielt es eine wesentliche Rolle, wie die Gruppen zu Beginn eines solchen Erziehungsprojekts zueinander stehen. Es darf keinesfalls ein Statusgefälle zwischen ihnen herrschen –

eine Bedingung, die freilich selten erfüllt ist. Dominiert eine Schülergruppe, kommt es zu Konflikten, die bestehende Ängste und Vorbehalte nur verstärken. Sind die beiden Gruppen bereits offen verfeindet, wird das Projekt fast sicher scheitern.

Unter den richtigen Voraussetzungen tritt in den gemischten Klassen oder Arbeitsgruppen jedoch ein Phänomen auf, das mit einem Schlag alle Unterschiede und Voreingenommenheit vergessen lässt: die so genannte Rekategorisierung. Die Schüler sehen sich dann nicht mehr

als In- oder Ausländer, sondern nur noch als Mitglieder der Arbeitsgruppe. Dieser Mechanismus funktioniert auch außerhalb des Klassenraums. So kann ein Borussia-Dortmund-Fan plötzlich den Spieler des FC Bayern frenetisch anfeuern, wenn dieser für die deutsche Nationalmannschaft spielt, und in einem multikulturellen Stadtviertel identifizieren sich die Bewohner gleichermaßen mit allen Volksgruppen »ihrer« Straße.

Und was bleibt für jeden Einzelnen? Anstrengende Selbstkritik und das Ringen um objektive Urteile. Wichtig ist hierbei, wie sich unsere soziale Umwelt verhält, denn nur wenn uns Medien und tägliche Erfahrungen mit der Nase darauf stoßen, dass unsere Einstellungen nicht zutreffen und wir damit anecken, können wir sie ändern. Und nur auf diese Weise wird es möglich, Diskriminierung zu bekämpfen. ◀



ARND FLORACK forscht an der Abteilung für Sozial- und Wirtschaftspsychologie der Universität Basel.



MARTIN SCARABIS ist wissenschaftlicher Assistent am psychologischen Institut der Universität Münster. Zusammen leiten die Forscher ein DFG-Projekt zu Vorurteilen und sozialem Verhalten.

Literaturtipp

Brown, R.: Prejudice: Its Social Psychology. Oxford: Blackwell 1995.

Weblinks

Lernen Sie Ihre eigenen Vorurteile kennen!

<http://buster.cs.yale.edu/implicit/>
www.tolerance.org/hidden_bias/